



Der Abbau von Jade ist ein brutales Geschäft: Rund um die burmesische Stadt Hpakant schufteten Arbeiter im Tagebau und hinterlassen eine Kraterlandschaft. Geschürft wird bis an die Mauern der Häuser. Mit Hacken, alten Kanistern als Eimern und Seilzügen schaffen die oft Ausgezehrten das Gestein nach oben. Mancher gräbt dann noch im Abraum und hofft auf ein kleines Glück – das bei einem Bergrutsch mit dem Leben bezahlt wird. Vielversprechende Steine werden in Hpakant aufgeschnitten, um dann nach China zu wandern.

Grün ist sie, schimmert, leuchtet oder glänzt seidennatt, wirkt samtig und doch kühl in der tropischen Wärme. Sie zu erobern ist schwer. Sie zu erwerben ist teuer. Bezahlt wird sie allzu oft mit dem Leben.

Seit Menschengedenken ist Jade ein Objekt der Begierde. Chinas Kaiser ließen sich den „Himmelstein“ schon vor dreitausend Jahren liefern. Die neuseeländischen Maoris schnitzten Anhänger daraus, Azteken und Ägyptern galt Jade als Stein der Liebe. Mystische Kräfte und eine heilende Wirkung werden ihr nachgesagt. „Gold hat einen Preis, Jade ist unbezahlbar“, sagen die Chinesen. In den Schmuckgeschäften Hongkongs, Pekings oder Singapurs werden für smaragdgrüne Anhänger oder solche aus zarter, kaiserlicher Jade Zehntausende Dollar gezahlt. Der im Herbst in Burma gehobene mit 175 Tonnen größte Jadeblock aller Zeiten ist 165 Millionen Euro wert.

Der wichtigste Lieferant für Jade ist der Kachin-Staat an der Grenze zu China, hoch im Norden des Landes, das sich Myanmar nennt. Straßen und Minen waren unter der burmesischen Militärjunta schon streng bewacht und sind es bis heute, unter der Quasi-Regierung der Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi. Denn mit dem Mineral werden Milliarden von Dollar bewegt.

Burma ist bettelarm, obwohl es dank seiner Bodenschätze einst das reichste Land Südasiens war. Die Einnahmen aus den Geschäften mit Jade und Rubinen, Holz und Drogen fließen in die Taschen weniger. Die früheren Günstlinge der Junta und die Chinesen arbeiten Hand in Hand: Beide betreiben Minen in Kachin. Und auch einige der Rebellen, die für die Unabhängigkeit von Kachin kämpfen, finanzieren sich über den illegalen Abbau. Das System funktioniert, weil der Hunger Chinas gerade auf Chinjalu, wie die Kachin imperiale

Jade nennen, nie gestillt ist. Über die Grenze geschmuggelt, wird sie dann im chinesischen Yunnan offen gehandelt.

Die britische Nichtregierungsorganisation Global Witness rechnet vor, dass jährlich Jade im Wert von umgerechnet dreißig Milliarden Euro in Burma abgebaut wird. Dies wäre die Hälfte seiner gesamten Wirtschaftsleistung. Beim „vielleicht größten Rohstoffraub der Neuzeit“ dürften bis zu achtzig Prozent des Minerals am Staat vorbei verschoben werden. So wird das grüne Gold zum Symbol für Ausbeutung, Vetternwirtschaft und Korruption.

Die Arbeiter in den Kraterlandschaften Kachins, die wie die Kulissen zu einem Mad-Max-Film wirken, leiden darunter. Sie schufteten unter mittelalterlichen Bedingungen wie die Sklaven in Modor, wie einem Gemälde von Hieronymus Bosch entstieg. In Badelatschen schleppen sie die Körbe mit dem Gestein über schmale Pfade nach oben.

Auf den Satellitenbildern von Google Maps zeigt sich die zerstörte Landschaft mit ihren Kraterseen und gewundenen Wegen in die Tiefe des Tagebaus. Wühlen die Ärmsten der Armen oder ihre Kinder auf der Suche nach dem kleinen Glück im Abraum nach Jade-Resten, riskieren sie den Tod. Hunderte wurden bei Erdrutschen begraben. Ihr karges Einkommen, oft Splitter des grünlichen Minerals, geben sie in den Hüttendörfern rund um die Jade-stadt Hpakant für Drogen, Glücksspiel und Nuppen aus.

Angesichts des wachsenden Drucks hat die Regierung von Burma im vergangenen Herbst beschlossen, die noch vom Militär erteilten Minen-Lizenzen auslaufen zu lassen, keine neuen mehr auszugeben. Geändert hat sich seitdem vor allem, dass die Betreiber mehr Bagger und Raupen einsetzen und öfter mit Dynamit sprengen: Denn nun drängt die Zeit.

Jade

Fotos Birgit Neiser
Text Christoph Hein